

(Nachdruck verboten.)

44)

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

„Sylvester sagte das so bestimmt, als verkünde er eine große Weisheit. Innerlich machte er sich Vorwürfe über sein Verhalten. Er malte sich umständlich aus, wie er sich hätte benehmen sollen, und was dann gewesen wäre.

Wenn er zum Beispiel Fräulein Traudchen angesprochen hätte: „Ich wollte mich nur nach dem Befinden Ihrer wertigen Eltern erkundigen,“ oder „darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie im Klavierspielen noch immer so große Fortschritte machen?“

Es war zu vermuten, daß die junge Dame freundlich geantwortet hätte, und dann war die Möglichkeit geboten, noch einige detaillierte Fragen zu stellen nach dem besonderen Befinden des Papa Sporners und dem besonderen Befinden der Mama Sporners, ja, sogar nach den Erlebnissen der Tochter selbst.

Sylvester nahm sich fest vor, die nächste Gelegenheit nicht wieder so töricht zu verfahren und gründlich das Geseh zu überlegen, welches er soeben feierlich dem John White jun. kundgegeben hatte.

Aber das Schicksal ließ ihn diesen Fehltritt nicht begehen. Obwohl er von nun ab für seine belehrenden Spaziergänge immer wieder den Maximiliansplatz wählte, unterbrachen ihn keine lachenden Mädchen mehr, und er konnte ganz ungestört alle Irrtümer beseitigen, welche sich in die geschichtlichen Kenntnisse seines Schülers eingeschlichen hatten.

Jetzt ging Sylvester in seinen kühnen Plänen weiter. Er wollte möglichst oft den Weg durch die Rosengasse nehmen und so den ersehnten Zufall mit Gewalt herbeiführen. Er konnte doch wie andere Menschen ganz unbefangen an der Firma Sporners selbige Erben vorübergehen, auch zufällig zum dritten Fenster im ersten Stock hinausschauen und zufällig einem Mitglied der Familie begegnen.

Solche Vorsätze faßte Sylvester Mang und hielt an ihnen fest, bis er an die Ecke der Rosengasse kam. Hier kehrte er jedesmal wieder um und legte sich die Gründe vor, welche gegen das Unternehmen sprachen.

Doch einmal faßte er sich ein Herz und bog mit unbefangener Miene in die Gasse ein.

Aber seine Schritte wurden langsamer, je näher er an das Haus kam.

Er schlich hart an der Wand von Sporners selbigen Erben vorbei, und als er zur Ladentüre kam, machte er mit abgewandtem Gesicht drei große Schritte, um den Blicken der Madame Sporners zu entgehen, welche von der Kasse aus die Straße übersehen konnte.

Ach, wie lieblich duftete der Kaffee! Wie freundlich glänzte der Messinggriff an der Türe!

Und wie lustig rauchte der Keger auf dem gemalten Schilde!

Das würde nun so kommen, dachte Sylvester. Herr Assessor Schratt und er würden den Ball besuchen. Herr Assessor Schratt würde die Familie Sporners begrüßen, und da müßte sich eine gute Gelegenheit finden, daß er sich gleichfalls dem Papa, der Mama und dem Fräulein in Erinnerung bringen konnte.

„Warum soll ich noch auf einen Ball gehen?“ fragte Schratt.

„Bitte, sagen Sie zu! Sie werden sich sehr gut unterhalten,“ bat Sylvester.

„Das weiß ich nun gar nicht.“

„Gewiß; Sie werden sehen. Gufnagel sagt, es kommen sehr feine Familien.“

„Wer ist Gufnagel?“

„Der Vorstand der Klio. Er studiert Philologie.“

„Das verrät allerdings eine gewisse Gediegenheit des Charakters. Und er übernimmt die Garantie, daß nur feine Familien kommen?“

„Ja, bekannte Bürger und höhere Beamte.“

„Höhere Beamte, bekannte Bürger. Sagen Sie, Syl-

vester, wird sich unter den bekannten Bürgern auch ein gewisser Michael Sporners befinden? Mich interessiert das, weil dieser Herr mein Tee- und Tabaklieferant ist.“

Sylvester wurde rot, und der alte Max Schratt nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte herzlich.

„Sie sind einmal ein Dudmäuser! Seit zwei Tagen schildern Sie mir alle Herrlichkeiten, die mich auf dem Ball erwarten, und die Hauptsache verschweigen Sie!“

„Ich dachte . . .“

„Sie dachten, daß ich hingehen sollte, um wieder einmal höhere Beamte zu sehen?“

„Also werden Sie kommen?“

„Vielleicht. Weil Sie ein guter Kerl sind.“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das freut. Ich bin Ihnen so dankbar!“

„Was versprechen Sie sich eigentlich von mir? Soll ich den Eltern Ihre Vorzüge schildern?“

„Nein, wenn Sie nur dort sind! Dann traue ich mich, mit der Familie zu reden.“

„Schön! Reden Sie mit der Familie, vergessen Sie dabei aber nicht, das hübsche Fräulein Traudl zu engagieren! Ich werde mein möglichstes tun, um das Gemüt des Herrn Sporners zu erheitern. Post epulas sermones haberi solent. Nach dem Souper gibt man sich Gesprächen hin. Ich will ihn fragen, wo der beste Teestrauch wächst.“

Dem Sylvester Mang war eine große Last vom Herzen genommen, als er die Zusage seines alten Freundes hatte.

Er sollte ihm ein Schild sein gegen die erstaunten Blicke der Madame Sporners, ein Bote seiner aufrichtigen Verehrung für sie, der wohlwollende Erklärer aller Tatsachen, welche seine Teilnahme an solchen Lustbarkeiten entschuldigen konnten.

Der Ball wurde abgehalten im Saderbräusaale; begann des Abends acht Uhr mit einer Polonäse und endete am frühen Morgen mit einem Kotillon; begann mit steifen Verbeugungen der jungen Männer, scheuen Blicken der Mädchen und endete mit fröhlichem Plaudern, begann mit einem schmerzlichen Lächeln des Herrn Merkle und endete mit der ausdrucksvollen Gebärde seiner Zufriedenheit.

Sylvester war frühzeitig gekommen. Er wollte auf Schratt warten, aber der schickte ihn fort.

„Ich muß mit Gemütsruhe essen,“ sagte er. „Und ich will Ihre herzlopfende Ungeduld nicht auf die Probe stellen. Sie würden heimlich die Minuten zählen und mich für ein gefühlloses Scheusal halten. Gehen Sie nur voran und erwarten Sie mich auf dem Schlachtfeld!“

Dann stand Sylvester an der Saaltüre bei den Jüngern der Klio. Keiner zeigte Fröhlichkeit oder jugendlichen Leichtsinns. Einige zerrten an ihren Handschuhen, andere richteten ihre Scheitel; alle blickten sorgenvoll in die Welt.

Merkle trat unter sie und gab ihnen die letzten Verhaltensmaßregeln.

„Also ein debotes Kompliment, wenn Damen eintreten. Anweisen der Plätze durch die Komiteemitglieder. Sieht man Bekannte, so eilt man auf sie zu, begrüßt sie herzlich und ist ihnen behilflich. Und heiter, meine Herren! Fröhliche Mienen! Damit sofort eine gehobene Stimmung Platz greift. Mit dem Engagieren erst beginnen, wenn die Gäste möglichst vollzählig erschienen sind! Man nähert sich hierbei der jungen Dame bis auf zwei Schritte, macht ein Kompliment, tritt noch einen halben Schritt vor und sagt: „Gnädiges Fräulein, darf ich ergebenst um die Tanzkarte bitten?“ Dann zeichnet man seinen Namen mit deutlicher Schrift ein; die Dame tut das Gleiche. Es ist Sache der Herren, sich genau den Namen, auch den Platz der Dame zu merken. Verwechslungen können zu sehr unangenehmen Ereignissen führen. Und jetzt noch einmal, fröhliche Mienen! Man kommt!“

Der Diener öffnete die Saaltüre.

Ein beleibter Herr, eine stattliche Dame, zwei Engel in rosafarbenen Kleidern.

Der lange Jakob Gufnagel stürzte auf sie los, als wollte er einen feindlichen Angriff gegen sie ausführen. Die stattliche Dame wich ihm aus, und Merkle eilte herbei, um diese erste Verwirrung zu schlichten.

Es gelang ihm, die Familie zu beruhigen und dem beliebten Herrn zu erklären, daß sich der Präses Guinagel lediglich die Ehre geben wolle, den Herrschaften Plätze anzuweisen.

Von jetzt an war die Saaltüre in steter Bewegung. Duftige Gestalten schwebten hinein, geschmückte Mädchen drängten sich aneinander und flüsternten sich Geheimnisse zu, kernige Bürger schritten neben ihren Gattinnen einher, und über die Köpfe der Eintretenden weg fiel der Blick auf leuchtende Gestalten, die sich in der Garderobe aus ihren Mänteln schälten.

Unaufhörlich flutete es in den Saal, vorüber an den Söhnen der Klio, welche angesichts der Herrlichkeiten immer bekommener wurden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

81)

Nasarka war diese Nacht in Lulajschas Auftrage in's Dorf gekommen, um Platz zu schaffen für ein gestohlenes Pferd; auf dem Heimwege hatte er Schritte bernommen. Am anderen Morgen kehrte er zur Kompanie zurück und erzählte den Kameraden prahlend, auf wie schlaue Weise er zehn Rünzen verdient hatte. Olenin begegnete am anderen Morgen seinen Wirtzleuten, sie wußten von nichts. Mit Mariana sprach er kein Wort, und sie lachte bloß in sich hinein, wenn sie ihn ansah. Die Nacht verbrachte er wieder schlaflos und ging wieder vergeblich im Hofe umher. Den folgenden Tag verbrachte er absichtlich auf der Jagd, und am Abend ging er, um sich selbst zu entfliehen, zu Bjelezkij. Er fürchtete sich vor sich selbst und gab sich das Wort, nie mehr seine Wirtzleute zu besuchen. In der folgenden Nacht wurde Olenin von einem Feldwebel geweckt. Die Rotte sollte sofort zu einem Ueberfall aufbrechen. Olenin freute sich über diesen Zufall und gedachte nie wieder nach dem Standort zurückzukehren.

Der Kriegszug dauerte vier Tage. Der Befehlshaber wünschte Olenin zu sehen, denn er war mit ihm verwandt und machte ihm den Vorschlag, bei dem Stabe zu bleiben. Olenin lehnte ab. Er konnte ohne sein Dorf nicht leben und bat um die Erlaubnis, heimzukehren. Für den Feldzug erhielt er das Soldatenkreuz, das er einst so ersehnt hatte. Jetzt war er gegen dieses Kreuz vollkommen gleichgültig und noch gleichgültiger gegen den Vorschlag zur Beförderung, die auch immer noch nicht erfolgte. Er ritt ohne Gelekt mit Banjuscha zur Grenzlinie und überholte seine Rotte um einige Stunden. Olenin verbrachte den ganzen Abend auf dem Treppenschur, nach Mariana ausschauend. Die ganze Nacht ging er wieder ziellos, gedankenlos im Hofe umher.

33.

Am andern Tage erwachte Olenin spät. Die Wirtzleute waren schon fort. Er ging nicht auf die Jagd; bald nahm er ein Buch zur Hand, bald ging er hinaus auf die Treppe, kam wieder in das Zimmer zurück und legte sich auf das Bett. Banjuscha dachte, er sei krank. Gegen Abend erhob sich Olenin entschlossen, begann zu schreiben und schrieb bis in die späte Nacht hinein. Der Brief war fertig, aber er schickte ihn nicht ab. Es hätte doch niemand verstanden, was er sagen wollte. Auch konnte niemand außer Olenin selbst daran liegen, es zu verstehen. Er hatte folgendes geschrieben:

„Ich erhalte aus Rußland Briefe voll Mitleids; sie fürchten, ich würde in der Einöde, in die ich mich vergraben habe, zugrunde gehen. Sie sagen: Er wird verbauern, er wird sich allen entfremden, er wird sich dem Trunke ergeben und zuguterleht ein Kosakenmädchen heiraten. Nicht umsonst hat Jermolow gesagt: Wer zehn Jahre im Kaukasus gedient hat, ist entweder ein Trunkenbold oder der Gatte eines liederlichen Weibes. Einseßlich! In der That, richte ich mich nicht zugrunde? während ich doch das große Glück haben könnte, der Gatte der Gräfin B., Kammerherr oder Adelsmarschall zu werden. Wie häßlich, wie bejammernswert kommt Ihr mir alle vor! Ihr wißt nicht, was Glück, was Leben ist. Man muß das Leben einmal in seiner ungelünsteltesten Schönheit erfahren haben. Man muß sehen und begreifen, was ich Tag für Tag vor mir sehe: die ewigen jungfräulichen Schneegipfel der Berge und das erhabene Weib in der ursprünglichen Schönheit, in der einst das erste Weib aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Dann wird Euch klar sein, wer sich zugrunde richtet, wer in der Wahrheit und wer in der Lüge lebt, Ihr oder ich. Wenn Ihr wüßtet, wie niedrig und bejammernswert Ihr in Eurer Selbsttäuschung erscheint! Wenn ich statt meiner Hütte, meines Waldes und meiner Liebe die Bruntgemächer, die Weiber mit dem pomadiferten Haar über den fremden, zusammengestopelten Loden im Geiste sehe, diese unnatürlich beweglichen Lippen, diese verstickten und verkümmerten schwachen Gliedmaßen und dieses Stämmeln der Saisons, das eine Unterhaltung sein soll und kein Recht hat, so zu heißen — dann ergreift mich ein unerträgliches Gel. Ich sehe im Geiste die stumpfsinnigen Gesichter, die reichen Heiratsklüsternden

Mädchen, deren Züge sagen: „Bitte, es ist erlaubt, komm nur näher, wenn ich auch ein reiches Mädchen bin“; dieses Blausuchen und Blauscheln, dies plötzliche Verkuppeln zweier Menschen, den ewigen Klatsch, die ewige Verstellung; diese Vorschriften — wenn man die Hand gibt, wenn man durch Kopfnicken grüßt, wenn man ein paar Worte schuldet, und diese ewige Langeweile im Blut, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. (Und alles das in der Ueberzeugung von seiner Notwendigkeit.) Man muß sehen und begreifen, was Wahrheit und Schönheit ist. So zerfällt alles, was Ihr sprecht und denkt, was Ihr an Glück für mich und Euch wünscht, in Staub. Glück heißt mit der Natur leben, sie sehen, mit ihr Zwieprache halten. „Zuguterleht heiratet er — Gott behüte — noch ein einfaches Kosakenmädchen und ist für die Welt auf ewig verloren.“ Ich stelle mir vor, wie sie mir das mit aufrichtigem Mitleid sagen. Und ich wünsche nur eines — ganz verloren zu sein in Eurem Sinne — ich wünsche ein einfaches Kosakenmädchen zu heiraten und wage es nicht, weil es der Gipfel des Glücks wäre, dessen ich nicht würdig bin.

„Drei Monate sind es her, daß ich das Kosakenmädchen Mariana zum ersten Male sah. Die Begriffe und Vorurteile der Welt, aus der ich herausgetreten war, lebten noch in mir. Damals glaubte ich nicht, daß ich dieses Weib lieb gewinnen könnte. Ich ergötzte mich an ihr, wie an der Schönheit der Berge und des Himmels, und wie sollte ich mich nicht an ihr ergötzen? War sie doch so schön wie jene. Dann fühlte ich, daß der Anblick dieser Schönheit eine Notwendigkeit in meinem Leben geworden war, und ich fragte mich: Liebe ich sie etwa? Aber ich fand nichts in mir, was meiner Vorstellung von diesem Gefühle ähnlich war. Es war ein Gefühl, weder der Sehnsucht des Alleinseins, noch dem Wunsche der Ehe ähnlich, weder der platonischen und noch weniger der sinnlichen Liebe ähnlich, wie ich sie erfahren hatte. Ich hatte das Bedürfnis, sie zu sehen, sie zu hören, zu wissen, daß sie in der Nähe ist, und ich war dann nicht glücklich, sondern ruhig. Nach dem Festabend, an welchem ich mit ihr zusammen war und sie nahe berührte, fühlte ich, daß zwischen mir und diesem Weibe ein unzerreißbares Band bestehe, gegen das nicht anzulämpfen sei, wenn ich es auch nicht Wort haben wollte. Aber ich kämpfte noch; ich sagte mir: kann ich wirklich ein Weib lieben, das nie die innersten Interessen meines Lebens begreifen wird? Kann man wirklich ein Weib lieben, nur weil sie schön ist? Kann man ein weibliches Marmorbild lieben, nur weil sie schön ist? Kann man ein weibliches Marmorbild an mein Gefühl noch nicht glauben.

Nach dem Festabend, an welchem ich zum ersten Male mit ihr sprach, veränderte sich unser Verhältnis. Bis dahin war sie mir ein fremder, aber erhabener Gegenstand der Außenwelt gewesen. Nach diesem Abend ward sie für mich ein Mensch. Ich suchte ihr zu begegnen, mit ihr zu sprechen; ich ging hinaus, wo ihr Vater arbeitete, und sah ganze Abende bei ihnen.

Auch bei diesen nahen Beziehungen blieb sie in meinen Augen stets ebenso rein, so unnahbar, so erhaben. Sie antwortete auf alles und immer gleichmäßig — ruhig, stolz und mit heiterem Gleichmut. Bisweilen war sie freundlich, meist aber drückte jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen Gleichmut aus, einen geringschätzigen, aber überwältigenden und bezaubernden Gleichmut. Tag für Tag suchte ich mit verstelltem Lächeln auf den Lippen ihr irgendwie heizulommen und mit der Pein der Leidenschaft und der Begierde im Herzen mit ihr ein scherzhaftes Gespräch anzuknüpfen. Sie sah, daß ich mich verstellte, und blickte mich doch frei, heiter und harmlos an. Mir wurde diese Lage unerträglich. Ich wollte nicht als Heuchler vor ihr erscheinen. Ich wollte ihr alles sagen, was ich dachte, was ich fühlte. Ich war außerordentlich erregt; das war in den Weingärten. Ich sprach ihr von meiner Liebe in Worten, an die ich mich jetzt zu denken schäme. Ich schäme mich, weil ich nicht hätte wagen dürfen, ihr das zu sagen, weil sie so unvergleichlich hoch über diesen Worten und über dem Gefühle stand, das ich durch sie ausdrücken wollte. Ich verstummte, und seit diesem Tage ward meine Lage unerträglich. Ich wollte mich nicht erniedrigen, hielt mich in scherzhaften Beziehungen von vorher und fühlte, daß ich noch nicht reif war zu klaren und einfachen Beziehungen zu ihr. Ich fragte mich verzweifelt: Was soll ich tun? In törichten Träumereien stellte ich sie mir bald als meine Geliebte, bald als meine Gattin vor, und mit Abscheu wies ich meine Gedanken vor mir. Sie zur Dirne zu machen, wäre entsetzlich, wäre Mord gewesen. Sie zur Herrin zu machen, zur Gattin Dmitrij Andrejewitsch Olenins, wie eins von den Kosakenmädchen des Dorfes, das unser Offizier geheiratet hatte, wäre noch schlimmer gewesen. Oh, wenn ich ein Kosak werden könnte, wie Lulajschka, Pferde stehlen, Most trinken, Lieder singen, Menschen töten und betrunken zu ihr auf eine Nacht durchs Fenster schleichen könnte, ohne mir darüber Gedanken zu machen, wer ich bin und wozu ich war. Das wäre etwas anderes — dann hätten wir einander begreifen, dann hätten wir glücklich sein können. Ich habe versucht, mich diesem Leben hinzugeben, und ich habe meine Schwäche, meine Gebrechlichkeit noch stärker empfunden. Ich konnte mich und meine verworrene, widerspruchsvolle, mißgestaltete Vergangenheit nicht vergessen. Und meine Zukunft erscheint mir noch hoffnungsloser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnen des Pferdes.^{*)}

Von Wilhelm Bölsche.

Im Jahr 1879 begegnete der russische Reisende Przewalski (Sprich Bichewalski) in der wildesten Gegend der zentralasiatischen Wüste (im Tarim-Becken) einem wilden Einhufer, der kein Wildesel, sondern ein absolut echtes Wildpferd war. Die Kirgisen nannten das Tier Kertag, die Mongolen Tati. Es war klein im ganzen, doch mit großem Kopf, trug pferdehafte Ohren, eine zebrahafte Mähnenbürste ohne Schopf und einen Schwanz, der in der oberen Hälfte nur kurz behaart war und erst unten in einen Kofschweif mündete. Die Farbe war Wüstentön zwischen Rötlich und Weißlich, die auffällig dicken Beine von den Knien abwärts schwarz. Herden von 5—15 Stuten und Fohlen mit einem alten Hengst als Führer, hielten zusammen. Die lebhaftesten, scharf witternden Tiere liebten die nadelste Salzwüste, wo es fast kein Wasser gab. Nur im Winter wurde eine Jagd möglich, wenn der Schnee den Jägern das Wasser ersetzen konnte. Zweimal traf der Entdecker auf eine Herde, ohne selbst zum Schusse zu kommen. Wie der Sturm brausten die Tiere dem Leithengst nach davon. Aber ein Fell und ein Schädel, die anderweitig in Przewalskis Besitz kamen, genügten sofort zur wissenschaftlichen Bestimmung dabei.

Sein Gedanke diesmal an verwilderte mongolische Kulturpferde. Man stand vor einem echten Wildpferde, so gut wie die Zebra eines darstellten. Bloß diesmal dem Wildpferde, das man gesucht hatte: nämlich einem wilden Einhufer, der offensichtlich zoologisch zu der engeren Gruppe gehörte, in die unser Kulturpferd zählt. Das hochinteressante Geschöpf, mit dem eine mehr als hundertjährige Debatte in ein ganz neues Stadium trat, wurde das Przewalskipferd getauft.

Dann unternahm der Zoolog Büchner eine besondere Expedition in die Dsungarei um des Wildpferdes willen. Er brachte auch glücklich ein paar Stuten lebendig heim nach Rußland. In dem Salz-Heinischen Privatierpark in Astania Nova in Südrußland erschien das wunderbare Tier zum erstenmal als wissenschaftlicher Gefangener. Bei dem allgemeinen Interesse griff jetzt der Hamburger Tierhändler Karl Hagenbeck, der große Rührer aller unserer europäischen zoologischen Gärten, ein. Er beschaffte 28 Stück lebend für den Handel, lauter junge Tiere, die alle in der Nähe von Kobdo in der Westmongolei auf chinesischem Reichsboden erbeutet waren. Die mongolischen Jäger hatten durch jähres Aufschrecken größerer Trupps die Fohlen zum Zurückbleiben hinter ihren flüchtigen Müttern gebracht und mit einer Art Lasso gefangen. Ins Lager gebracht, waren die jungen Tiere an zahme Stuten, denen man die eigenen Jungen fortgenommen, als Pflegemütter rasch gewöhnt worden, — ein lehrreicher Zug für einen gewiß unzählige Male in der Zählungsgeschichte des Pferdes ähnlich so wiederholten Vorgang. Aus diesem Transport sind alle unsere größeren zoologischen Gärten mit Exemplaren versehen worden, und da die Fohlen inzwischen herangewachsen sind, kann man sich heute vom Przewalskipferde ein besseres Bild machen, als von vielen weit länger bekannten Säugetieren.

Das schöne Pärchen des Berliner Zoologischen Gartens zeigt besonders gut den Gegensatz zu den verschiedenen asiatischen Wildeseln der Nachbargehege. Es gibt nicht leicht verschiedenere Tiere, niemand wird sie mehr voneinander ableiten wollen. Auf den ersten Blick glaubt man die Rollen vertauscht: der Kulan erscheint wie das große, hohe, schlanke Pferd; das Wildpferd wie der kleine dicke Esel. Ein nächster Blick zeigt dann aber in dem Kleinen doch die Linien des Pferdes, bloß etwas tarifiziert. Ein schweres, massiges, dickbeiniges Pferd wie zusammengedrängt, klein und niedrig gehalten. Das Zebra erscheint in den Füßen dazu wie Spielzeug. Unschöne, aber merkwürdige Tiere. Wilde nervöse Steppenläufer noch, denen man doch schon zutraut, was im Zebra nie zu suchen wäre, daß sie vergrößert unermüdete Karrenzüge, Last- und Ziehperde abgeben könnten. Besonders die jungen Tiere haben so lange ungeschlachte Köpfe, daß sie mit gerade entgegengetragtem Gesicht bisweilen ausschauen wie eine ungeschickte Photo-

graphie, die den Kopf in falscher Perspektive zu groß genommen hat gegenüber dem weiter absehender Leibe. Die dicken Waden fallen stets besonders auf. Die Hauptfarbe gehört der Wüste, darin sind sie äußerlich allerdings völlig den Kulans „longenial“, und es gibt wenig Fälle, wo zwei so gesonderte Tierformen von weitem doch so wieder übereinstimmen, weil sie beide Prookult gleichen Milieus sind: auch hier ein rötlicher Flabellon mit weißer Zutat. Je reifer sich besonders der Berliner Hengst ausgefärbt hat, desto reiner sind allerdings die Absätze dieser Wüstenfarben geworden, z. B. die Schwänze ordentlich blendend weiß gegen den mehr roten Kopf. Ganz wildeselhaft mutet auch noch der feine, aber scharf mit Tinte bis in die Schwanzwurzel ausgezogene dunkle Rüdenschweif an.

Dann aber, nach unten zu am Körper des Wildpferdes, kommt etwas, das ebenso deutlich von den asiatischen Wildeseln auch in der Farbe schon trennt. Die Kulans und Dschiggetais werden nach unten so einheitlich hell, daß ihre Beine förmlich verschwinden, und nichts macht sie so leicht so schwebend für das Auge, wie dieser Zug. Diese kleinen, schweren, ruppigen Flabellpferde stehen dagegen wie auf vier dicken tolschwarzen Pfählen gegen die Erde verankert. Sie tragen an dem Fußbein über den Hufen richtige schwarze Strümpfe. Beim Hengst mit seiner weit lebhafteren Färbung geht die Farbe vorn bis über das Handgelenk (das vermeintliche Armgelenk) und setzt so ebenholzschwarz ab wie der beste Strumpf. Und zu diesen dunklen Stempeln, die das ganze Tier nach unten orientieren und dem Blick hoppelt schwer machen, tritt als fünfte dunkle Masse noch der Kofschweifteil des Schwanzes, der beim Hengst sehr stolz und schwarz bis an den Boden rührt, als könne er unten gar nicht genug den echten Pferdeschwanz markieren, während doch an der wüstenfarbig gelben Rute noch ein Teil Zebra- und Eselcharakter unverkennbar auch hier fortbesteht. In der hellen Salzwüste müssen diese Strumpf-Pferde aussehen, als kämen sie allemal vom Passieren eines Moores. Im Sommer wie geschoren, wappnen die Przewalskier sich gegen ihren Steppenwinter mit einem krauseren Wollpelz, der besonders vom Kinn des Hengstes als dicke Büschel herabhängt, einen förmlichen Wollbart bildend.

Im Berliner Zoologischen Garten ist das gehegte Paar als „Urwildpferde“ bezeichnet. Dieser Name trägt dem heute wohl allgemein anerkannten Sache Rechnung, daß von allen lebenden wilden Einhufern fortan nur noch das Przewalskipferd als eine Urform für unsere Kulturrasse überhaupt in Frage kommen kann. Indessen ist dazu noch eine erweiterte Betrachtung nötig, um dem Begriff erst seine ganze Tragweite zu geben. Die überraschende Entdeckung dieses zentralasiatischen Wildpferdes mußte den Blick zunächst wieder ganz nach Asien ablenken, lokalisierte ihn aber zugleich für das lebende Tier dort auf ein verhältnismäßig enges Gebiet. Soviel sich aus Farbenunterschieden entnehmen läßt, bewohnen die Przewalskier gegenwärtig in zwei Varianten ihre mongolische Heimat, mit einer etwas dunkleren das Tarimbecken und einer sehr hellen die Wüste Gobi. Immerhin bliebe das ein enger Bezirk, wenn es seit alters her so sein sollte — er würde den Ort der Pferdezüchtung geschichtlich auf eine ganz bestimmte und ziemlich ungeeignete Gegend fixieren, falls in den Przewalskiern wirklich die einzige und echte „Urform“ stehen soll. Nun läßt sich aber erweisen, daß diese geographische Isolierung von heute offenbar selbst wieder nur ein später Zufall ist. Diese Urwildpferde überleben nur in der Gegend der kulturfernen Gobi heute; verbreitet waren sie dagegen in einer älteren Blütezeit tatsächlich über ein unvergleichlich viel größeres Erdgebiet. Nachdem man sie jetzt einmal lebend an dem einen Fleck kennen gelernt hat, haben sich die wichtigsten nachträglichen Identifizierungen vornehmen lassen.

Zunächst hat man feststellen können, daß Przewalskipferde noch im ersten Jahrtausend vor Christi Geburt wild in Mesopotamien vorkamen und gejagt wurden. Im Britischen Museum zu London befindet sich eine Marmorplatte mit einer Reliefdarstellung, die aus dem Palaste des Sardanapal in Rujsundschil stammt, also assyrische Arbeit rund aus der Zeit um 650 vor Christi ist, Kunstarbeit ersten Ranges. Man sieht darauf zwei meisterhaft ausgeführte kleine Pferde auf eiliger Flucht, während ein drittes, offener junges Tier, ein Fohlen, von zwei Assyriern eben gefangen worden ist. Ein Lasso liegt ihm um den Hals, die Männer halten beide Enden fest, während das Pferd noch wild gegen die Fessel aufbäumt. Genau also die Szene, wie bei Hagenbecks Przewalskiern! Und daß es sich wirklich nur um solche handeln kann, lehrt untrüglich der absolut unverkennbare, geradezu wunderbar charakterisierte Pferdekopf bei gleichzeitiger aufrecht steifer Mähnenbürste und dem echten Schwanz des Przewalskipferdes, bei dem auf halber Länge der echte Kofschweif einsetzt. Das heutige Lokaltier der ferneren Mongolei reichte also damals noch genau so weit westlich, wie heute die asiatischen Wildesel.

Die Ausbreitung muß aber in viel früheren Tagen noch wesentlich weiter gegangen sein. In den prähistorischen Zeiten Europas reichten jene Wildesel noch bis in die Schweiz und nach Norddeutschland. Knochen des Dschiggetai sind zum Beispiel bei Schaffhausen gefunden worden. Auch hier aber hat sie das Przewalskipferd begleitet. Jene Tierbilder prähistorischer Menschen, auf denen unverkennbare Wildpferde erscheinen, stellen nämlich ebenso unverkennbar gerade einen Typus des Przewalskiertiers darin dar. Da ist sein langer dicker Kopf, die Wüstenmähne, die dicken Waden, der gedrungenere dickhäutig-starkbeinige Leibesbau, ja vor allem jener winterliche Zottelbart unter dem Kinn. Eine Zeichnung aus der

*) Wilhelm Bölsche hat von seinem Tierbuch, aus dem wir hier im vorigen Jahre eine Probe boten, jetzt einen weiteren Band erscheinen lassen: Das Pferd und seine Geschichte (Verlag von Georg Bondi in Berlin). Wurde in dem ersten Bande die Entstehung, die Urgeschichte und die aufsteigende Entwicklung der Säugetiere behandelt, so ist in diesem Pferdebuche die Geschichte einer einzelnen hochstehenden, entwicklungsgehistorisch sehr interessanten und für die menschliche Kultur äußerst bedeutsamen Tiergruppe monographisch dargestellt. Reich an Bild- und Ausblicken nimmt diese schöne Gabe vollständiger Naturbetrachtung überall das Leben und seine Zusammenhänge zum Gegenstand der Darstellung, führt in die Probleme unmittelbar ein und gibt so zu eigenem Beobachten und Nachdenken Anregung. Wer das Buch aufmerksam liest, wird auf der Straße wie im Zoologischen Garten stets ein leicht zugängliches Beobachtungsmaterial finden, das er nun mit den Augen eines Sehenden betrachten kann. Aus dem bloßen Schauen wird an der Hand solcher Führer ein Verstehen, aus dem Lesen in diesem Buchlein wird ein Verstehen im großen unerschöpflichen Buche der Natur und ihren Beziehungen zum Menschen. — Wir bieten mit freundlicher Erlaubnis des Verlages unseren Lesern auch aus dem neuen Tierbuche einen Abschnitt, und zwar jenen, der von dem echten „Urwildpferde“ und den Ahnen der heutigen europäischen Pferderassen handelt.

Höhle von Combaralles in der Dordogne (Frankreich) gibt den heutigen Bewohnern der chinesischen Gobi so unübertrefflich gut wieder, daß ein moderner Zeichner sich schon recht gut auf spezielle Tiercharakteristika einschalt haben müßte, um so scharf zu treffen. Dabei sind gerade solche Pferdebilder aus prähistorischer Kunst zum Teil schon entdeckt und abgebildet worden in Zeiten lange vor der Entdeckung des lebenden Krzewalskipferdes — man hatte das Tier also eigentlich schon prähistorisch für Europa, ehe man es lebend aus Zentralasien identifizieren konnte!

Wenn aber gerade diese Pferdeform einst von Schaffhausen am Rhein bis Babylon und fort bis zur chinesischen Gobiwüste existiert hat, so lag es wahrlich nahe genug, daß sie als wirkliche Urform hinter dem ganzen Kulturpferde gestanden hat, — sie und keine andere, wo immer wir uns nun die Symbiose der Kultur beim Pferde beginnend denken wollen, ob in Europa oder im Herzen des alten Kulturorientes oder noch weiter nach China zu. Andererseits ist, wenn dieses Urwildpferd auf einem so ungeborenen Erdgebiet gleichzeitig einst zur Verfügung gestanden hat, ebenso wahrscheinlich, daß gerade deshalb die Zähmung nicht bloß an einem Orte und bloß bei einem Volke dieses weiten Gebietes erfolgt sei. Die Zähmung könnte, wenn auch immer auf Grund der gleichen Grundform, an verschiedenen Stellen unabhängig erfolgt sein: im alten Europa so gut wie etwa im Lichtkreise der ältesten babylonischen Kultur.

Kleines feuilleton.

Aus der Jugendzeit eines russischen Dichters. Das Novemberheft des „Westnik Jewrow“ enthält interessante Beiträge zur Biographie des früh verstorbenen russischen Romanbilders und Dramatikers Anton Tschekow. Es wird da erzählt, wie der Gymnasiast Tschekow oft seine Schularbeiten liegen lassen mußte, um in der kleinen Materialwarenhandlung des Vaters zu arbeiten: Köchinnen und Fuhrleute, Grüntram, Zucker, Tee und Schnaps zu verkaufen, Geld einzulassen und zu wechseln usw. Dieser strenge und absolut ehrliche idealistische Schriftsteller war als Knabe mit allen Methoden falschen Wiegens und Messens sowie mit all den anderen Schwindeleien des Kleinhändlers genau bekannt.“ Papa Tschekow handelte auch mit Medikamenten; Sanitätskommissionen u. dergl. gab es dazumal noch nicht; nur ein Feuerwehrmann kam ab und zu in den Laden, um zu sehen, ob Petroleum, Streichhölzer u. dergl. feuerfester ausbewahrt würden; seine Visitation beschränkte sich aber darauf, daß er ein paar Gläschen Schnaps auf das Wohl des Ladenbesizers trank und die ihm untertänigst dargebrachten zwei oder drei Zwanziglophenstücke huldvoll in seiner Tasche verschwinden ließ. Unter den Medikamenten, die der künftige Schriftsteller den Käufern zu geben hatte, waren zwei besonders beliebt: das „Siebenbrüderblut“ und das „Nest“. Ersteres ist das veraltete Selen einer fremdländischen Korallenart, ein röhrenförmiger Stein von dunkelvioletter Farbe, im Wasser völlig unlösbar. Jeder Arzt würde beim Anblick dieses Medikaments in Entsetzen geraten. Aber die Käufer Tschekows zerstückten den Stein zu Pulver, streuten ihn sich in den Schnaps und tranken die Mischung gegen Fieber. Das „Nest“ war eine Zusammensetzung der verschiedenartigsten Mineral- und Pflanzenstoffe. In reiferen Jahren verordnete Anton Tschekow wenigstens die Hauptbestandteile dieses Alheilmittels aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Und es erwies sich, daß dazu gehörten: Naphtha, Quecksilber, Schwefelsäure, Strichnin, Sublimat und noch eine Menge anderer Dinge, die sämtlich in Branntwein aufgelöst und eßlöffelweise eingenommen wurden. Charakteristisch ist auch die Schilderung einer eigentümlichen Feiertagsbeschäftigung der Tschekowschen Kinder: ab und zu erschien im Tschekowischen Laden ein Jude, namens Chaim, und brachte 20—30 Pfund sogenannten „abgetrunkenen“ Tee, den er aus den Wirtsbäueren zusammengeholt und sehr geschickt getrocknet und gefärbt hatte. Für den 20pfündigen Sad erhielt er 1/2—2 Rubel. Bevor das Produkt aber in den Handel kommen konnte, mußte es von allen nicht dazu gehörigen Bestandteilen gereinigt werden, und diese Arbeit fiel den Kindern zu, denen sie ein großes Vergnügen machte, denn man konnte in dem „Tee“ die aller schönsten Dinge finden: Nadel und Holzspäne, tote Fliegen, Federn, Steinchen und Gott weiß was noch alles. Der gereinigte „Tee“ wurde mit einer geringen Quantität besseren Tees gemischt und gelangte dann als „ökonomischer Tee für die Diensthoten“ in den Handel.

Vielsagend ist die Geschichte von einem peinlichen Reinfall, den der Vater Tschekow erleben mußte. In einem Faß mit Del war eine Ratte ertrunken. Das Del — es waren gegen 20 Pud — weggegeben wollte der Kaufmann nicht; statt die Sache zu verschweigen, kam er zu dem Beschluß, das Del sei durch den Tod der Ratte nicht verderben, sondern nur „verunreinigt“ — nicht im wörtlichen, sondern im biblischen Sinne. Pawel Jegorowitsch Tschekow war ein sehr frommer Mann. Er lud daher alle seine Käufer und einen Geistlichen zu sich ein, der durch entsprechende Gebete dem Del die verlorene „Reinheit“ wiedergeben sollte. Nachher wurden die Gäste mit einem guten Frühstück traktiert, bei dem die meisten freilich trotz der vorhergehenden „Reinigung“ die mit Del zubereiteten Speisen zu vermeiden bemüht waren. Das Resultat war freilich ein anderes als man erwartet hatte: die Leute wollten nun

gar kein Del bei Tschekow mehr kaufen, bis er schließlich den glücklichen Ausweg fand, ein neues Faß zu kaufen, in das das alte Del hineingegossen wurde.

Physiologisches.

Untersuchungen über den „Fernsinn“ der Blinden. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß die Blinden, oder wenigstens sehr viele von ihnen, nicht völlig der Wahrnehmung in die Ferne entbehren, daß ihnen dazu gewissermaßen ein neuer, übrigens auch bei manchen gesundsichtigen Menschen vorhandener Sinn zu Gebote steht, den man den „sechsten Sinn“ oder auch schlechtweg den „Fernsinn“ der Blinden genannt hat. Vermög dieses Sinnes „fühlen“ die Blinden, daß sich Gegenstände von bestimmter Ausdehnung in einer gewissen Entfernung von ihnen befinden, so daß sie sich dadurch auch in ihnen unbekanntem Räumen verhältnismäßig gut bewegen und zurechtfinden können. Die ersten, genaueren Untersuchungen über diesen „Fernsinn“ hat Spallanzani an Fledermäusen gemacht, nachdem sich herausgestellt hatte, daß diese Tiere auffallend sicher im Dunkeln umherflattern konnten, ohne dabei an aufgepanzerte Drähte anzustoßen. Da sich bei diesen Untersuchungen ergab, daß die Fledermäuse nach erfolgter Blendung ebenso sicher diese Hindernisse vermieden als vorher, stand jedenfalls fest, daß diese Fernwahrnehmung nicht durch den Gesichtssinn, sondern auf einem anderen Wege erfolgte. Neuerdings hat nun der Privatdozent der Augenheilkunde an der Universität Basel Dr. C. Wölflin über diesen „Fernsinn der Blinden“ nähere Untersuchungen angestellt, über deren sehr bemerkenswerte Ergebnisse er im letzten Heft der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ berichtet. Dr. Wölflin hat sich zu seinen Versuchen u. a. eines Brettes aus Tannenh Holz von 1 Quadratmeter Fläche und 3 Zentimeter Dicke bedient, das durch Abnahme seiner Teile verkleinert werden konnte. Zu den Versuchen wurden aus 40 Blinden 9 ausgewählt, bei denen ein besonders fein entwickeltes Ferngefühl festgestellt war und denen während der Versuche die Ohren verstopft wurden. Schritten nun diese Blinden auf die Holztafel zu, so konnten sie Angaben über deren Entfernung und Größe machen, die dem wirklichen Wert oft außerordentlich nahe kamen. Wurde dann die Fläche der Tafel verkleinert, so sank auch die Wahrnehmbarkeit durch den Fernsinn in annähernd gleicher Weise. Wie von der Größe, so erwies sich die Wahrnehmbarkeit eines Gegenstandes durch den Fernsinn auch von seinem Stoffe (Holz, Metall, Stein u. s. f.) abhängig. Was den Sitz dieses „Fernsinns“ anbelangt, so wurde dieser von den Blinden übereinstimmend in die Haut des Gesichts, besonders in die Stirn- und Schläfengegend verlegt, und dieser Ansage entsprach auch das Ergebnis der Versuche. Wurde nämlich den Blinden eine Leinwandmaske ungelegt, die nur die Stirn freiließ, so war die Fernwahrnehmung nahezu die gleiche wie bei unbedecktem Gesicht. Bei Bedeckung des ganzen Gesichts war der Fernsinn dagegen ganz wesentlich vermindert. Das Gefühl selbst wird von den Blinden als eine unbestimmte Empfindung bezeichnet, die sich am besten mit einer leisen Berührung vergleichen läßt; doch sind dabei in Betracht kommenden Ausstrahlungen, wenn es sich überhaupt um solche handelt, jedenfalls keine Wärmestrahlen, wie Experimente ergaben. Nach dem gegenwärtigen Stande der Untersuchungen hält es daher Dr. Wölflin für sehr wahrscheinlich, daß der „Fernsinn“ der Blinden eine Leistung gewisser Nervenfasern des Gesichts, insbesondere des Nervus Trigemimus darstellt; wie die Vermittelung zwischen den durch den „Fernsinn“ wahrgenommenen Gegenständen und diesen Nerven zustande kommt und auf welchen Bahnen sich die Erregung im Nerven weiter fortpflanzt, kann freilich zurzeit nur erst als eine offene Frage bezeichnet werden.

Völkerrunde.

Sonderbare Landkarten oder vielleicht richtiger Seekarten finden sich in der berühmten Sammlung des Britischen Museums in London. Sie haben wohl auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen und stellen zwar nicht die älteste, aber doch wohl die kunstloseste Form in der Herstellung einer Karte dar. Der Ursprungsort sind die in deutschem Besitz befindlichen Marshall-Inseln, wo sie noch heute von den Eingeborenen benutzt werden. Sie bestehen nicht etwa aus Papier, sondern aus einem Rahmenwerk von Stöcken, die teils senkrecht und wagerecht, teils in Diagonalen und in Krümmungen verlaufen. Die senkrechten und wagerechten Stöcke dienen als Träger der Karte, die anderen stellen die durch Winde verursachten Schwellungen des Meeres dar. Die Inseln der Marshall-Gruppe sind durch Ruschelschalen bezeichnet, die an den betreffenden Stellen der Stäbe angebracht sind. Ein Vergleich mit einer modernen Karte, den der englische Geograph George Joyce in der Monatschrift „Man“ ausgeführt hat, beweist, daß die Lage einzelner Inseln mit Bezug auf ihre Nachbarn mit anerkannter Genauigkeit angegeben ist. Weniger genau sind die Abstände zwischen den einzelnen Inseln; aber das ist für die Eingeborenen auch von geringer Wichtigkeit, da die Winde in diesen Breiten zu gewissen Jahreszeiten ganz gleichmäßig wehen, so daß die Boote ihnen ohne weiteres anvertraut werden können. Die erfahrenen Schiffer wissen auch die Stelle, an der sie sich mit ihrem Boot befinden, aus Störungen im Zug der Wellen zu erkennen, die durch die Lage der Inseln hervorgerufen werden.